

Leseprobe

NICOLE DOYLE

VEIDINIA

**und das Kreuz
in der Walnuss**

Das Lied vom Wassermann

*Aus einer Höhle tief und schwarz,
quillt kaltes Wasser, sprudelnd.
Des einen Alp, des nächsten Heim,
ein Loch im Berg, tief grummelnd.
Da wärmt sich einer, sonnenschwer,
ein Mann, nicht ganz und mehr.*

*Still, still,
er darf uns nicht sehen.
Der Wassermann, er weiß, er kann,
er wird uns etwas geben.*

*Bringt reiche Speisen, süßen Wein,
ein Festmahl wie dem König,
gereicht am klaren Wasser,
stimmt es den Narr recht fröhlich.
Kräuter bringen schwarzen Schlaf,
er schwelgt, bis ihn die Ohnmacht rafft.*

*Rasch, rasch,
wir müssen ihn binden.
Der Wassermann, er weiß, er kann,
er lässt uns sonst ertrinken.*

*Blaue Augen, groß und blass,
gegenüber verhüllte Gesichter.*

*Er tobt, er fleht, er weint, verflucht
die Männer, seine Richter.
Die Kraft versiegt, der Strick bleibt fest,
er kämpft und fügt sich doch, zuletzt.*

*Nur Mut, nur Mut,
bald ist es vollbracht.
Der Wassermann, er weiß, er kann,
er muss, er ist in unserer Macht.*

*Ein Wächter spricht zu ihm nun, barsch,
die Stimme zitternde Tücke.
Zahl ein Geheimnis, einen Schatz,
auf dass mein Volk sich schmücke.
So bleibt er gebunden, fern seiner Quell'.
Er harrt, doch er bricht, als sein Leben verwelkt.*

*Hört, hört,
bringt mich zum Quell.
Der Wassermann, er weiß, er kann,
er stellt euch vor die Wahl.*

*Er flüstert endlich mit letzter Kraft,
was ihm die Freiheit verspricht:
Der goldene Fuß ist für kurze Zeit
und das silberne Herz, es zerbricht.
Doch der eiserne Hut währt für ewig und immer,
für euch und eurer Kindes' Kinder. Nun wählt!*

Wählt, wählt,

*die Stund' ist gekommen.
Der Wassermann, er weiß, er kann,
er wird euch reich belohnen.*

*Sie zanken, sie schreien, sie raufen die Haare,
und wählen den eisernen Hut.
Er zeigt auf den Berg, der den Reichtum verspricht,
und schließt seine Augen, in Ruh'.
Man stößt ihn ins Wasser, endlich frei,
lächelnd versinkt er im Dunkel wie Blei.*

*Still, still,
die Zeit ist ein Fluss.
Der Wassermann, er weiß noch mehr,
doch gibt das Wissen nun nicht her,
vom Karfunkelstein und dem Kreuz in der Walnuss.*

Die Zukunft ist wie ein Blatt im Wind und diese Ereignisse sind
wie ein Windstoß. Dreitausend Jahre Geschichte geschehen.

Bis eines Tages ...

Kapitel 1: Die Frau mit den moosgrünen Augen

eidinia rannte durch den Wald. Obwohl es mitten im Sommer war, fühlte sich die Luft so früh am Morgen noch kühl und feucht an. Gerade drangen die ersten Sonnenstrahlen zwischen den Baumstämmen hindurch und brachen sich schimmernd an den dünnen Nebelschwaden.

Es war sehr still, nur das Krächzen einer Elster ertönte ab und zu irgendwo aus der Ferne. Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen.

Oberhalb einer kleinen Felswand hielt Veidinia an. Sie hockte sich hin, atmete tief durch und überlegte, welche Route sie von hier aus nehmen sollte. Ein leichter Nebel hing noch zwischen den Bäumen. Es roch stark nach Pilzen, Erde und Baumnadeln.

Zur Sturmtanne, dachte Veidinia. Dort war ich schon länger nicht mehr.

Sie hatte immer ein schlechtes Gewissen, wenn sie einen ihrer Plätze vernachlässigt hatte. Warum das so war, konnte sie nicht sagen, aber das ungute Gefühl nagte an ihr, bis sie alle Orte im Wald besucht hatte, die ihr wichtig waren.

Mit einer geschmeidigen Bewegung sprang sie über die Felsen hinab und landete mit beiden Füßen im weichen Waldboden. Ohne anzuhalten, jagte sie in weiten Sätzen den Abhang hinunter bis zu einer kleinen Lichtung, in deren Mitte ein breiter Baumstumpf aufragte.

Sie stieß sich mit aller Kraft davon ab und segelte durch die Luft. Ihr langer Zopf schien einen Moment schwerelos hinter ihr herzuschweben.

Veidinias Haare zogen oft Blicke auf sich. Das lag daran, dass sich

ihre Haarfarbe in regelmäßigen Abständen änderte, und das ohne jeden Übergang. Zuerst war eine Handbreit mittelbraun, dann folgten goldbraun, dunkelblond, kastanienbraun und so weiter. Es kamen zwar nur alle möglichen Brauntöne vor, aber das auffällige Streifenmuster führte dennoch dazu, dass sich manchmal Leute nach ihr umdrehten, um sie anzustarren. Gefärbt hatte Veidinia ihre Haare noch nie, sie wuchsen einfach auf diese Art.

Den Sprung über den Baumstumpf hatte sie schon hundert Mal gemacht. Zielsicher landete sie auf dem einzigen Fleckchen Erde, das nicht von Wurzeln oder Geröll bedeckt war und lief schon wieder weiter. Sie kannte hier jeden Stein, jeden Busch, jede lose Stelle im Boden.

Veidinia war im Frühling fünfzehn Jahre alt geworden. Sie hatte diesen Wald bereits erkundet, als sie noch ein kleines Kind war. Sie wusste, welche Bäume man erklettern musste, um eine gute Aussicht zu bekommen, wo es ein Rinnsal mit Trinkwasser gab und wo die Heidelbeer- und Schwammerlplätze lagen. Sie kannte die Schlupfwinkel der Hasen, die Dachsbaue und die Kobel der Eichhörnchen.

Während die anderen Kinder ihre Zeit am liebsten auf dem Spielplatz und in ihren Kinderzimmern verbracht hatten, hatte Veidinia daran nie großen Gefallen gefunden. Oft war sie mit stur himmelwärts gerecktem Kinn vor ihren Eltern gestanden, hatte mit dem Fuß auf den Boden gestampft und lauthals verkündet: „Ich will in den Wald! Ich will in den Wald!“

Auf ihre hartnäckigen Bitten hin hatten sie früher ihre Eltern und Verwandten begleitet, doch nun war sie oft allein unterwegs. Ihr machte das nichts aus, im Gegenteil, sie liebte ihre Läufe.

Veidinia fühlte sich hier nie einsam.

Es war ihr Wald.

Endlich erreichte sie den Hang, auf dem die Sturmtanne lag. Als der Baum vor zwei Jahren einem besonders heftigen Unwetter nicht standgehalten hatte, war er durch den Aufprall teilweise zersplittert. Veidinia war ein wenig traurig gewesen, da die Tanne einen großen Ameisenhaufen unter sich begraben hatte. Inzwischen war die Insektenstadt verlassen, das Volk war längst aus der Ruine weitergezogen.

Veidinia erhöhte ihr Tempo, während sie auf den bemoosten Stamm zu rannte. Sie erreichte den Baum, stützte sich mit einer Hand ab und sprang über ihn hinweg.

Als sie auf der anderen Seite landete, sah sie aus dem Augenwinkel etwas Großes, Rotes aufblitzen.

Du gehörst nicht hierher, schoss es ihr durch den Kopf.

Neugierig versuchte sie anzuhalten. Da sie nach dem Sprung über den Baum ziemlich viel Schwung hatte, war das gar nicht so einfach. Sie legte einen Arm um den Stamm einer Fichte. Die raue Rinde schrammte schmerzhaft über ihre Haut, bevor sie losließ. Nach ein paar stolpernden Schritten kam sie endlich zum Stehen.

Schnaufend drehte sie sich langsam um.

Hinter der Sturmtanne lag ein alter Mann in einer roten Regenjacke auf der Erde. Er schien bewusstlos zu sein. Sein Korb war ein Stück hangabwärts gerollt und hatte dabei Steinpilze und Eierschwammerl ringsum über die Fichtennadeln verstreut.

Veidinia keuchte erschrocken auf. Sie kannte den Alten.

„Herr Hasenbauer!“, stieß sie hervor.

Herr Hasenbauer war ein stiller, freundlicher Zeitgenosse mit einem buschigen, weißen Haarkranz. Er wohnte, wie sie, unten im Ort. Hin und wieder war er ihr auch im Wald begegnet, wenn sie sich gerade in der Nähe der Wanderwege aufhielt.

Als sie dem alten Mann zur Hilfe eilen wollte, bemerkte Veidinia, dass hinter dem Schwammerlsucher jemand auf dem Waldboden

hockte. Es war eine Frau. Obwohl sie sich mitten im Wald befand, trug sie einen eleganten, dunklen Hosenanzug. Eigenartigerweise wirkte diese Kleidung in dieser unwahrscheinlichen Umgebung völlig natürlich an ihr. Sie erweckte nicht den Eindruck einer Stadtdame, die sich in die Wildnis verirrt hatte. Dafür war ihre Haltung zu geschmeidig, zu selbstsicher. Veidinia hatte das unbestimmte Gefühl, dass es auch keinen Unterschied gemacht hätte, wenn die Frau in einem Tutu auf den Baumnadeln gesessen wäre. Eine ihrer schmalen Hände hatte sie auf die Wange des alten Mannes gelegt. Ihre Augen waren geschlossen, aber ihr Gesicht machte einen konzentrierten Eindruck.

Sie hätte mich hören müssen, wunderte sich Veidinia, schließlich war sie nach ihrem Sprung über den Baum lautstark direkt unter den beiden gelandet.

Zaghaft tat sie einen Schritt vorwärts.

„Was ist mit Herrn Hasenbauer?“, fragte sie vorsichtig. „Kann ich Ihnen helfen?“

Die Unbekannte zuckte zusammen und riss die Augen auf. Veidinia schnappte nach Luft. Die Augen der Frau waren moosgrün und mit leuchtend-gelben Adern durchzogen. Sie hatte noch nie eine vergleichbare Augenfarbe gesehen. Zu Veidinias Überraschung erschrak ihr Gegenüber noch viel mehr als sie selbst. Ja, sie schien regelrecht schockiert darüber zu sein, Veidinia zu sehen. Für einen Moment starrten sich die beiden wortlos an. Plötzlich ließ die Frau mit den moosgrünen Augen den alten Mann los, griff hinter sich auf den Waldboden und ... verschwand.

Veidinias Herz machte einen Satz. Ungläubig starrte sie auf das Stück feuchten Waldboden, auf dem eben noch ganz deutlich eine Frau zu sehen gewesen war. Die Stille des Waldes dröhnte plötzlich in ihren den Ohren.

Wo ist sie hin?

„Hallo?“

Verblüfft ging sie um den alten Mann herum und wedelte mit den Händen in der Luft.

„Hallo?“, wiederholte sie heiser.

Sie sah sich suchend um, aber entdeckte nichts als den ihr so gut bekannten Wald.

Dann blickte Veidinia auf Hasenbauer, der still auf dem Boden lag. Sie ging in die Hocke und berührte seine Stirn. Die Haut des alten Mannes war kühl und feucht und er wirkte völlig leblos.

Am Abend ließ sich Veidinia müde auf ihr Bett fallen.

Die Polizei hatte sie vor einer Weile nach Hause gebracht und ihrer Mutter erklärt, was vorgefallen war. Voller Sorge hatte Frau Simonek versucht, mit ihrer Tochter über das Erlebte zu sprechen. Doch Veidinia fühlte sich ausgelaugt und müde und ratterte ihren Bericht daher in einem eintönigen Tonfall herunter. Sie hatte die Ereignisse nun schon so oft beschrieben. Ihre Mutter drückte sie fürsorglich an sich und verlangte, dass sie etwas aß.

Auch mit ihrem Vater redete Veidinia noch für eine Weile. Herr Simonek war Fernfahrer und oft tagelang unterwegs.

„Ich wünschte ich könnte jetzt bei dir sein, Dini“, klang seine ruhige, tiefe Stimme aus dem Telefon. „Aber die Tour wird leider noch eine Weile dauern.“

Schließlich wurde ihren Eltern bewusst, dass sie völlig erschöpft war, und ließen sie in Ruhe.

Veidinia atmete tief durch. Der vergangene Tag war in ihrer Erinnerung ein wirres Durcheinander. Jedes Mal, wenn sie die Augen schloss, durchlebte sie die vielen qualvollen Minuten, in denen sie versucht hatte, Herrn Hasenbauer zu reanimieren. Sie hatte in einem Kurs gelernt, wie das funktionierte und tat ihr Bestes. Doch nach einer

Weile, die ihr wie eine Ewigkeit erschien, hatte sie die Hoffnung verloren.

Ich muss Hilfe holen, schoss es ihr durch den Kopf.

Ihr Smartphone lag zuhause auf dem Schreibtisch. Ihre Eltern hatten sie schon hundert Mal ermahnt, es mitzunehmen, wenn sie allein im Wald unterwegs war. Aber Veidinia fand, es störe sie beim Laufen und „vergaß“ es daher meistens.

Sie war gerannt, so schnell sie konnte, bis sie den Waldrand oberhalb des kleinen Ortes Wietrach erreichte. Hier wohnte Veidinia mit ihren Eltern in einem alten Haus, das von einem kleinen Garten umgeben war.

Wie üblich lag Wietrach noch halb im Schatten der hoch aufragenden Gipfel, auch wenn die Sonne schon ein gutes Stück in den Himmel geklettert war.

Veidinias Lunge brannte und ihre Knie waren weich. Sie hatte sich keine Pause gegönnt, auch weil sie bemerkte, dass ihr jedes Mal die Tränen in die Augen traten, wenn sie langsamer wurde.

Ich weine nicht, dachte sie, *nicht jetzt*.

Es half, wie eine Irre zu rennen.

Sie war schnurstracks zur kleinen Polizeistation in der Nähe des Hauptplatzes gelaufen.

Der Name des ansässigen Polizisten war Joseph Mittermaier, doch die Bewohner von Wietrach nannten ihn manchmal „Sheriff“. Obwohl der Spitzname ein wenig spöttisch gemeint war, gefiel er Mittermaier insgeheim und die Wietracher wussten das auch.

Es dauerte eine Weile, bis man Veidinia endlich bis zum Büro des Sheriffs durchgewunken hatte.

„Im Wald liegt ein Toter!“, stieß sie atemlos hervor, als sie schließlich vor seinem Schreibtisch stand.

Der Sheriff hatte sie nur ungerührt über den Rand seiner

Kaffeetasse hinweg angestarrt und geknurrte: „Grüß Gott, Veidinia. Wie kann ich dir helfen?“

„Grüß Gott, Herr Mittermaier. Im Wald liegt ein Toter!“, wiederholte Veidinia ungeduldig.

„Nana, Veidinia, so dramatisch wird’s wohl nicht sein. Bist du sicher, dass du dich nicht getäuscht hast? Es ist ein bisserl neblig draußen heute.“

Habe ich etwas falsch gemacht?, fragte sich Veidinia reflexartig.

Sofort ärgerte sie sich über ihre Selbstzweifel. Sie musste den Polizisten dazu bringen, sie ernst zu nehmen.

Er hält mich nur für eine lästige Jugendliche. Vielleicht funktioniert es, wenn ich mich dumm stelle, schoss es ihr durch den Kopf. Sie fuchtelte mit den Händen, während sie in einem aufgeregten Tonfall weiterredete.

„Es ist der Herr Hasenbauer. Er war Schwammerlsuchen und liegt auf der Kreuzbergseite im Wald auf dem Boden. Er rührt sich nicht mehr und ist schon ganz kalt.“

„Der Hasenbauer? Ganz kalt?“

Endlich hatte der Sheriff seine Kaffeetasse abgestellt und zum Telefon gegriffen. Das klang nun doch nach einer Sache, die er besser selbst in die Hand nehmen sollte.

„Es wird besser sein, du zeigst mir die Stelle“, knurrte er und warf Veidinia einen scharfen Blick zu, während er eine Nummer wählte.

Bald darauf führte Veidinia die Rettungskräfte zu der Stelle, an der sie Hasenbauer zurückgelassen hatte. Der alte Mann lag immer noch am selben Fleck. Leider konnte der Notarzt nur seinen Tod feststellen. Vermutlich ein Herzinfarkt.

Von der Frau mit den moosgrünen Augen hatte Veidinia niemandem erzählt.

Während sie auf ihrem Bett lag, zogen die Geschehnisse des Tages wieder und wieder wie ein Film vor ihrem inneren Auge vorbei.

Die Frau hat sich einfach in Luft aufgelöst.

Das Bild ließ Veidinia einfach nicht los.

Herr Hasenbauer war tot, und das stimmte sie sehr traurig, doch das plötzliche Verschwinden der Fremden beschäftigte sie noch viel mehr.

Vielleicht hat mich die Sonne geblendet?

Oder der Nebel hat mir etwas vorgetäuscht?

Wer ist die Frau? Wo ist sie hin?

Als Veidinia das Grübeln schließlich aufgab, war es schon spät.

Sie steckte ihren Kopf in das Kissen und weinte endlich.

Die Nacht brach herein.

Wietrach lag friedlich eingebettet zwischen steilen Berghängen und träumte von seiner großen Vergangenheit. Das laute Rauschen des Baches schien immer noch das Tönen der Hämmer in sich zu tragen. Es war eine Musik, die von Wohlstand erzählte. Vom Reichtum, den das Erz gebracht hatte, das früher hier verarbeitet worden war. Die Menschen in Wietrach liebten diesen Traum und vergaßen darum manchmal in der Gegenwart zu leben. Sie betrachteten voll Stolz die alten Bauwerke, die ihnen aus dieser goldenen Zeit geblieben waren.

Jedoch gab es, wie es so oft der Fall ist, in der Vergangenheit des Ortes einige dunkle Kapitel. Manche dieser Geschichten wurden zwar erzählt, aber ohne ihnen Glauben zu schenken.

Es waren schließlich nur Sagen und Mythen – Märchen, um kleine Kinder zu erschrecken.

Doch nun hatte sich etwas verändert. Etwas, das die Welt verändern konnte. Und es begann ausgerechnet in Wietrach.

Der Erste, der etwas von den aufkeimenden Veränderungen mitbekam, war ein Wietracher namens Fredi Weizer.

Es geschah um zwei Uhr morgens derselben Nacht, als er sich nach seiner Kartenrunde im Gasthaus auf dem Heimweg befand.

Fredi versuchte gerade erfolglos den Gehsteig mittig entlangzugehen.

Gehsteige waren früher viel breiter, dachte er. Mindestens doppelt so breit.

Zum Glück gab es zu dieser Nachtstunde in Wietrach kaum noch Verkehr, denn es kam vor, dass er einen guten Meter auf die Straße hinauswankte, bevor er den Ausgleichsschritt in die entgegengesetzte Richtung antrat.

Als er vom Gasthaus losgegangen war, war ihm der Spaziergang nach Hause als eine gute Idee erschienen, doch inzwischen wollte er nur noch in sein Bett.

Unter einer Straßenlaterne lehnte er sich schwer an die dreckige Mauer eines Hauses und rülpste lautstark.

„Boah, ist mir schlecht“, murmelte er zu sich selbst.

Er stand eine Weile so da und ruhte sich aus.

Schade um die neue Jacke, dachte er noch benommen.

Beinahe wäre Fredi so eingeschlafen, im Stehen an den rauen Verputz der Mauer gelehnt. Da begannen mit einem Mal seine Ohren laut zu rauschen, beinahe so, als stünde er neben einem Wasserfall. Er hob benommen seinen Kopf. Im selben Moment flog vor dem Nachthimmel ein gewaltiger Schatten auf ihn zu. Fredi drückte sich an die Wand und keuchte vor Schreck. Wie durch einen Sog wurde um ihn herum der Staub von der Straße aufgewirbelt. Der schwarze Schemen verdunkelte für einen Augenblick alle Sterne, so dass die Nacht noch dunkler wurde. Er querte brausend die Straße und war kurz darauf über dem Wald verschwunden.

Der verängstigte Wietracher fühlte sich plötzlich erstaunlich klar im Kopf.

Das war definitiv das letzte Mal, dass ich mich auf einen Schnaps einladen lasse, dachte er.

Er schwor sich, nie einer Menschenseele von dem unheimlichen Schatten zu erzählen.

Kapitel 5: Der Finstertraum

In der darauffolgenden Nacht kehrte ein Traum zurück, den Veidinia fürchtete, wie keinen anderen. Solange sie zurückdenken konnte, hatte sie ihn immer wieder geträumt, doch nun war es Jahre her, seit er sie zuletzt heimgesucht hatte. Jetzt kehrte er zurück wie ein alter Bekannter, dem man lieber nicht über den Weg gelaufen wäre.

Der Traum hatte sie schon immer mit Grauen erfüllt. Sobald sie alt genug gewesen war, um ihre Angst in Worte zu fassen, hatte sie ihn den *Finstertraum* getauft.

Dabei begann er immer gut, sehr gut sogar.

So sollte es auch diesmal sein.

Veidinia lief durch den Wald.

Sie fühlte sich frei wie der Wind und leicht wie eine Feder. Wie ein Luchs jagte sie in langen Sätzen zwischen den Bäumen dahin. Der Wald fing sie auf und federte sie sanft voran, ohne dass sie sich anstrengen musste. Es war sonnig warm und sie spürte eine unbändige Kraft in jeder Faser ihres Körpers.

Noch nie war sie so schnell gelaufen, noch nie hatte sie sich so unbesorgt gefühlt.

So soll es für immer bleiben, beschloss sie mit einem Lächeln.

Lange rannte Veidinia so dahin, ohne zu rasten und ohne zu ermüden, zufrieden mit dem Gefühl, einfach nur durch ihren Wald zu laufen.

Lachend durchquerte sie einen hellen Laubwald, sprang über einen Weiher, in dem sich das Sonnenlicht funkelnd spiegelte und kletterte mühelos an einem Ahornbaum hinauf, bis sie in der Baumkrone angekommen war. Von hier aus konnte sie über ein Meer aus Wipfeln blicken.

Der Wald war endlos. Saftig grüne Baumwipfel ragten auf, soweit sie sehen konnte.

Mein Wald ist wunderschön, dachte sie glücklich.

Veidinia schloss ihre Augen und genoss für eine Weile die leichte Brise auf ihrer Haut.

Plötzlich spürte sie, wie sie ein kalter, modriger Lufthauch einhüllte, als hätte sich eine unsichtbare Tür zu einem alten Keller geöffnet.

Fröstelnd riss sie die Augen auf und sah entsetzt, dass sie von dem Baum stürzte.

Vor Schreck brachte sie zunächst keinen Ton heraus. Sie versuchte sich irgendwo festzuhalten, doch ihre rudernenden Arme griffen ein ums andere Mal ins Leere.

Als der Waldboden schließlich auf sie zuraste schrie sie dann doch, laut und gellend.

Da tat sich unter ihr ein Loch auf, eine kreisrunde Öffnung im Boden, hinter der nichts zu erkennen war, als absolute, wabernde Finsternis.

Immer noch schreiend wurde sie von der Dunkelheit verschluckt.

Nun kauerte sie auf einem kalten Steinboden.

Der Ort, an dem sie sich nach dem Sturz wiederfand, kannte weder Licht noch Schatten.

„Hallo!“, rief sie heiser. „Ist hier jemand?“

Ihre Stimme klang gedämpft und flach, als ließe das Dunkel keinen Widerhall zu.

Sie stand vorsichtig auf und streckte die Arme vor sich aus. Dann tat sie einen Schritt vorwärts, woraufhin ihre Finger sogleich auf eine Mauer stießen. Zaghaft tastete sie sich weiter. Der Stein unter ihrer Hand fühlte sich feucht an. Langsam ging sie die Wände des Raumes entlang, in der Hoffnung, einen Ausgang zu finden. Es dauerte nicht lange die Kammer zu umrunden, da sie kaum drei mal drei Schritte groß

war.

In der letzten Mauer entdeckte sie eine Tür.

Atemlos ließ sie ihre Finger über das raue Metall gleiten. Sie suchte nach einer Klinke, einer Öffnung, nach irgendeiner Möglichkeit, um ins Freie zu gelangen. Aber da war nichts, nur rostiges Eisen, das unter Veidinas Berührung abblätterte.

Verzweifelt zwang sie ihre Fingerspitzen in einen kleinen Spalt, der sich zwischen der Tür und der Mauer auftat. Doch so sehr sie auch zog und rüttelte, der Ausgang war fest verschlossen und bewegte sich keinen Millimeter.

Ich bin eingesperrt, dachte sie angsterfüllt.

Sie fühlte, wie es ihr die Kehle zuschnürte.

„Nein“, presste sie hervor. „Nur das nicht! Alles, nur das nicht!“

Sie hämmerte gegen die Tür und lauschte daran, doch nichts rührte sich.

„Hallo!“, brüllte sie wieder. „Lasst mich hier raus! Ich will zurück in meinen Wald!“

Sie rief und flehte, sie hämmerte gegen das Eisen der Tür, bis ihre Fäuste schmerzten. Doch niemand kam und befreite sie.

Veidina kauerte sich auf den Boden und schluchzte verzweifelt.

Sie saß hier fest, in der Finsternis, fern ihres Waldes, allein.

Nichts veränderte sich. Es war vollkommen still und dunkel.

Lange hockte sie so da, stundenlang, tagelang, eine Ewigkeit. Sie verlor jedes Zeitgefühl. Vielleicht gab es hier auch keine Zeit?

Schließlich geschah dann doch etwas.

Wie aus dem Nichts hörte sie die Stimme einer Frau neben sich in der Dunkelheit.

Die Stimme sumnte eine einfache Melodie.

Zuerst erschrak Veidina, doch dann war sie überglücklich, nicht mehr allein zu sein.

„Hallo?“, stieß sie hervor. „Wer bist du?“

Sie erhielt keine Antwort und das Summen setzte sich ohne Unterbrechung fort.

„Ich heiße Veidinia. Weißt du, wo wir hier sind? Kannst du mir helfen hier rauszukommen?“

Wieder antwortete ihr unsichtbares Gegenüber nicht, stattdessen begann sie plötzlich, zornig vor sich hin zu fluchen.

„Altes Grindmaul. Der Klaffer spricht von Liebe. Lügensack.“

Veidinia hörte ein Geräusch, als ob die Frau ausgespuckt hätte.

„Ah, ich werd Ihn plagen, drücken, quetschen, bis er lernt.“

Die Stimme klang hasserfüllt.

Ein Knirschen wie von mahlenden Zähnen ließ Veidinia zusammenzucken. Dann heulte die Gefangene plötzlich laut auf. Es war ein trostloser, langgezogener Klagelaut, der Veidinia bis ins Mark erschütterte. Das Geräusch verebbte schließlich und verwandelte sich in das tiefe Knurren eines wilden Tieres.

Veidinia rückte entsetzt von ihrer Zellengenossin ab und kauerte sich ängstlich in eine Ecke. Eine Kette von böartigen Verwünschungen ergoss sich in die Finsternis. Immer mordlustiger und grausamer wurden die Drohungen. Veidinia verstand zwar nicht jedes Wort davon, doch das war auch nicht nötig.

Sie ist wahnsinnig geworden, in dieser grauenhaften Gruft, dachte sie fassungslos. Ob ich auch so enden werde?

Als das Geschimpfe schließlich in ein irres Gelächter überging, presste sich Veidinia die Hände auf ihre Ohren.

„Veidinia! Dini!“

Eine Stimme drang dumpf zu ihr durch.

Warme Hände griffen nach den ihren und zogen sie ihr sanft von den Ohren.

„Dini!“, flüsterte ihre Mutter sanft. „Wach auf, es war nur ein Traum.“

Veidinia schlug die Augen auf und sah sich verwirrt um. Ihre Wangen waren tränennass und die Bettwäsche lag zerknüllt neben ihr.

Frau Simonek wischte ihr zärtlich die Tränen aus dem Gesicht. Dann schüttelte sie die Decke auf und breitete sie über Veidinia aus.

„Der böse Traum?“, fragte sie leise.

Veidinia nickte erschöpft. Sie hatte seit jeher Angst vor engen Räumen. Ob die Angst von dem Traum stammte oder der Traum von der Angst, wusste sie selber nicht so genau.

„Wie spät ist es denn?“, murmelte sie.

„Vier Uhr früh.“

Ihre Mutter setzte sich zu ihr ans Bett und strich ihrer Tochter übers Haar.

„Vergiss den Traum“, sagte sie ruhig. „Du weißt ja, dass er heute Nacht nicht wiederkommt.“

„Ja, Mama, ich weiß“, antwortete Veidinia matt.

Aber sie war noch immer in der Beklemmung des Finstertraums gefangen. Bevor sie die nicht ablegen konnte, war an Schlaf nicht zu denken.

„Hast du auch Alpträume?“

„Natürlich.“ sagte Frau Simonek. „Ich kenne keinen, der noch nie einen hatte.“

„Und wovon handeln deine?“, fragte Veidinia.

Ihre Mutter sagte für eine Weile nichts.

Typisch, dachte Veidinia ein wenig enttäuscht. Sie überlegt, was sie mir erzählen soll und was besser nicht. Für sie werde ich wohl immer ein Kind bleiben.

„Als ich klein war, hatte ich große Angst davor, zu ertrinken“, sagte ihre Mutter da leise. „Davon habe ich oft geträumt, manchmal tu ich

das auch heute noch. Ich war nie eine gute Schwimmerin, wie du weißt“, fügte sie lächelnd hinzu.

„Trotzdem bist du oft mit mir Baden gegangen“, murmelte Veidinia.

„Ja, mit dir hat es mir trotz allem Spaß gemacht.“

Lügnerin, dachte Veidinia, aber sie sagte nichts. Stattdessen fragte sie schläfrig: „Bleibst du ein bisschen bei mir?“

„Sicher, Dini“, sagte Frau Simonek und setzte sich an ihr Bett.

„Versuch jetzt zu schlafen. Morgen Vormittag kommt Leo zu uns, da solltest du besser nicht zu müde sein.“

Mit dem Anbruch des nächsten Tages verblasste die Erinnerung an den Finstertraum.

Wie so oft frühstückte Veidinia allein, denn Frau Simonek schlief noch. Sie arbeitete als Krankenschwester und kam daher oft erst spät nach Hause.

Während sie sich einen Kaffee einschenkte, überlegte Veidinia, was sie mit Leo unternehmen sollte.

Leo Wagner war der vierjährige Sohn ihrer Nachbarn. Veidinia passte manchmal auf ihn auf, wenn seine Eltern einmal Zeit für sich haben wollten. Es war ein für alle Seiten nützliches Abkommen. Sie verdiente regelmäßig etwas Geld und Leo war ein ziemlich angenehmer Zeitgenosse, der sich über die Abwechslung freute.

Vielleicht gehe ich mit ihm zum Bach, dachte sie. *Dann können wir Steine ins Wasser werfen oder Stöcke schwimmen lassen.*

Pünktlich um halb zehn klingelte es an der Haustür.

„Danke, Veidinia“, sagte Frau Wagner, etwas außer Atem. „Ich habe einen Termin auf der Bank und Leo würde sich da schrecklich langweilen. Er hat sich so gefreut, dass er zu dir kommen darf.“

Leo lachte Veidinia an und lief gleich an ihr vorbei ins Haus.

„Zieh deine Schuhe aus Leo!“, rief ihm Veidinia hinterher. Dann wandte sie sich an Leos Mutter.

„Gar kein Problem, ich hatte heute sowieso nichts vor. Ist es in Ordnung, wenn ich mit ihm zum Bach gehe? Das macht ihm bestimmt Spaß.“

„Aber sicher“, nickte Frau Wagner. „Super, dass du etwas mit ihm unternimmst.“

„Ich kann die Ablenkung im Moment auch gut gebrauchen“, gestand Veidinia ein wenig zerknirscht.

„Das kann ich mir gut vorstellen, Dini. Das ist ja furchtbar, was du miterleben musstest, mit dem armen Herrn Hasenbauer.“

„Ich wünschte nur, ich hätte noch etwas für ihn tun können“, murmelte Veidinia. „Er war immer so freundlich zu mir.“

Leos Mutter legte ihr mitfühlend eine Hand auf den Arm.

„Aber du hast doch getan, was du konntest. Wir sind alle sehr stolz auf dich.“

Veidinia lächelte verlegen, während sich die beiden verabschiedeten.

Es brachte sie wirklich auf andere Gedanken, ein wenig mit Leo zu spielen. Er war so etwas wie ein Geschwister-Ersatz für sie.

Am Bach ließen sie Äste um die Wette schwimmen und stellten sich vor, dass es Rennboote waren.

„Schneller, schneller!“, feuerte der Junge seinen Stock an, während dieser durch die sprudelnde Strömung getrieben wurde.

Sie rannten am Ufer entlang, um ihre Boote nicht aus den Augen zu verlieren. Als Leos Stock zwischen ein paar großen Steinen im ruhigen Wasser hängen blieb, kletterten sie die Böschung hinab, um ihn zu befreien.

„Schau, Dini“, rief der Kleine plötzlich begeistert. „Ich hab Gold

gefunden!“ Er zeigte auf einen glänzenden Stein, der im Wasser lag.

„Arrr!“, knurrte Veidinia nach Piratenart und kitzelte Leo dabei, bis er loslachen musste. „Aye, aye, Käpt’n, bergen wir den Schatz!“

Sie zogen ihre Schuhe aus und stiegen in das kalte Wasser.

Leo watete auf das Glitzern zu und griff danach.

„Ui, ist das groß!“, staunte der Junge und hielt seinen Fund stolz hoch.

Doch was er da in der Hand hielt, war kein Stein, sondern erinnerte eher an eine flache Muschel, etwa so groß wie Veidinas Handfläche und silber-grünlich glänzend.

„Na so was“, sagte Veidinia verwundert. „Darf ich mal sehen?“

„Ja“, stimmte Leo großzügig zu. „Aber es gehört mir, stimmt’s?!“

Als Veidinia nickte, reichte er ihr das silberne Ding bereitwillig. Es war schwer für seine Größe und erinnerte tatsächlich an Silber, nur dass es perlmuttartig grün schimmerte.

Sieht fast aus wie eine riesige Schuppe, überlegte Veidinia.

„Da hat wohl jemand eine Muschel aus dem Urlaub mitgebracht und dann verloren“, sagte sie zu Leo. „Sie ist sehr hübsch! Was willst du damit machen?“

Leo musste nicht lange überlegen.

„Vergraben!“, rief er begeistert. „Und später kommen die Piraten zurück und graben ihren Schatz wieder aus.“

„Gute Idee“, lachte Veidinia. „Zuhause malen wir dann eine Schatzkarte.“

Sie vergruben die seltsame Muschel unter einer Weide. Während sie nach Hause gingen, zählten sie sorgfältig ihre Schritte, um sie in der Schatzkarte richtig eintragen zu können.

Kapitel 6: Der Grüne See

Tags darauf verabredeten sich Veidinia und Jana am Krötenfelsen. Als Veidinia ankam, dämmerte der Morgen erst, aber Jana saß bereits ganz oben zwischen den Moospolstern und schnitzte. Veidinas Eltern hatten wieder einmal geschlafen, als sie das Haus verließ. Ihr Vater war in der Nacht von seiner Fahrt zurückgekommen und ihre Mutter hatte noch länger als üblich auf der Station gearbeitet.

„Hi Jana!“

Veidinia kletterte den Felsen hoch und setzte sich neben ihre Freundin.

„Was wird's denn?“

Sie beugte sich über Janas Schulter und betrachtete das große, längliche Stück Holz, das in ihrem Schoß lag. Die Schnitzerei hatte bereits Gestalt angenommen.

Veidinia stutzte.

„Wird das etwa ein Baseball-Schläger?“ Sie lachte laut auf. „Na das ist einmal etwas ganz Neues. Wie kommst du denn darauf?“

Jana zuckte die Schultern. Sie streckte den Schläger wie ein Schwert vor sich aus. Dann drehte sie ihn entlang seiner Achse hin und her und betrachtete ihn prüfend, wobei sie ein Auge zukniff.

„Ich weiß auch nicht. Es ist etwas Praktisches, so als Abwechslung.“

Sie lächelte zufrieden. „Er ist fast fertig. Sollen wir ihn ausprobieren?“

„Ja, nimm ihn mit!“ Veidinia war schon auf dem Weg nach unten. „Vielleicht finden wir unterwegs einen guten Platz dafür.“

Sie hatten vereinbart, an diesem Tag die Gegend hinter dem

Kreuzberg zu erkunden. Das Waldstück lag ein gutes Stück entfernt und Veidinia war noch nie dort gewesen. Soweit sie wusste, gab es auch nichts Interessantes zu entdecken. Doch sie konnte aus Prinzip kein Fleckchen ihres Waldes unerforscht lassen.

Jana reichte ihr den Schläger nach unten und kletterte hinterher. Sobald Veidinia den Griff in die Hand nahm, spürte sie, wie gut das Holz in der Hand lag. Bewundernd strich sie über die grob geschnittzte Oberfläche. Dann sprang sie über den Moorlauf und lief zu einem Platz, an dem die Baumstämme in größerem Abstand zueinander wuchsen. Dort stellte sie sich breitbeinig hin, als hielte sie tatsächlich einen Baseball-Schläger in den Händen und ließ ihn probeweise durch die Luft sausen. Der Schläger war wunderbar ausbalanciert und durchschnitt die Luft mit einem zufriedenstellenden Zischen.

Entzückt lachte sie auf.

„Jana, gibt es irgendetwas, das du nicht schnitzen kannst?“

Aus einem Impuls heraus warf sie den Schläger hoch. Er drehte sich einige Male um sich selbst und landete genau in ihrer Hand. Jana machte große Augen. Veidinia warf ihn wieder und wieder hoch, immer mit dem gleichen Ergebnis. Kein einziges Mal fasste sie daneben.

„Lass mich auch mall“, rief Jana aufgeregt. Veidinia reichte ihr den Schläger. Unerwartet fühlte sie dabei einen Verlust, einen Stich in der Brust, als hätte sie etwas verloren, das ihr sehr lieb war.

Komisch, dachte sie, während sie ihn widerwillig aus der Hand gab, *eigentlich gehört er Jana*.

Jana warf den Schläger hoch. Wie zuvor wirbelte er mehrmals herum, doch als sie ihn auffangen wollte, erwischte sie ihn am falschen Ende. Noch ein paarmal versuchte sie ihr Glück. Manchmal gelang es ihr den Schläger zu fangen, aber genauso oft, oder öfter, landete das Holz mit einem klingenden *Tonk* auf einer dicken Baumwurzel oder mit einem dumpfen Geräusch am weichen Waldboden.

Jana schnaubte enttäuscht und reichte Veidinia den Griff.

„Ich glaube den behältst besser erst mal du“, murmelte sie. Dann kickte sie mürrisch eine alte Buchecker ins Moor und stapfte zwischen den Bäumen davon. Jana konnte unglaublich schnell schlecht gelaunt werden.

Sie brauchten etwa eine halbe Stunde um den Buchenwald hinter sich zu lassen. Ihre Route führte sanft abwärts bis zu einem Bach. Auf der anderen Seite des Wasserlaufs lag der Kreuzberg, der mit einem dichten Nadelwald bewachsen war. Veidinia hatte schon einige Male darin herumgestöbert, aber jedes Mal die Lust daran verloren, sobald das Gestrüpp zu dicht wurde. Heute war sie jedoch entschlossen, nicht so schnell aufzugeben.

Sie gingen ein Stück am Bachufer entlang bis sie eine Stelle fanden, an der genug große Steine im Wasser lagen, um es zu überqueren. Das klare Wasser war sehr kalt und stellenweise tief.

Auf der anderen Seite angekommen, holte Veidinia ihre Trinkflasche hervor und füllte sie auf. Wie immer hatte Jana keine eigene dabei. Zugegebenermaßen kam sie auch sehr lange ohne Wasser aus.

Voller Zuversicht machten sie sich an den Aufstieg.

Nach einer Stunde waren beide misstrauisch und zerkratzt. Immerhin hatten sie ein gutes Stück des Weges geschafft, obwohl sie einige Male umkehren mussten, um eine neue Route zu suchen, da das Nadelgehölz undurchdringlich wurde.

„Ich kann keine Fichtennadeln mehr sehen“, stöhnte Jana. „Dieser Wald ist halbtot.“

Veidinia verstand, was sie meinte. Bis zu einer Höhe von sieben oder acht Metern trugen die Bäume keine Nadeln. Die Stämme standen nah beisammen und die kahlen Äste bildeten ein dichtes Gestrüpp. Auf dem trockenen Boden wuchsen sehr wenige Pflanzen und von oben drang fast kein Licht herein.

„Es kann nicht mehr weit sein“, antwortete sie.

„Schau durch die Bäume auf die andere Seite, dann siehst du, dass wir schon weit gekommen sind. Man kann das Gipfelkreuz vom Siegelberg schon sehen.“

Jana drehte sich um. Auf der anderen Seite des Tales ragte der Siegelberg auf, der viel höher war als der Kreuzberg. Und tatsächlich schien ihnen der Gipfel schon um einiges näher zu sein.

Mit neuem Mut stapften sie weiter.

Nach wenigen Minuten erreichten sie tatsächlich die höchste Stelle und ließen sich erschöpft auf den Boden fallen. Noch immer waren sie nur von Fichten umgeben, es war deprimierend. Jana nahm eine Handvoll Nadeln und ließ sie durch ihre Finger auf den Boden rieseln.

„Ich hoffe wir finden etwas Spektakuläres auf der anderen Seite“, murmelte sie verdrießlich. „Ich verstehe schon, warum hier nie jemand herübergeht.“

Als hätte sich ihr Wunsch erfüllt, veränderte sich der Wald, als sie sich auf der Rückseite des Kreuzberges an den Abstieg machten. Immer mehr Laubbäume und Sträucher waren zu sehen und man hörte wieder Vogelstimmen.

Erst jetzt fiel den beiden auf, wie unnatürlich still es im Fichtenwald gewesen war. Mit jedem Schritt, den sie taten, wurde ihre Umgebung lebendiger und schöner.

Bald schon gingen Veidinia und Jana wie durch einen Traum. Sie hatten noch nie einen so zauberhaften Wald gesehen.

Verwundert beugte sich Veidinia über eine Blume, die ihr völlig unbekannt war. Die Blüte erinnerte an eine Muschel und schimmerte bunt. Sie runzelte die Stirn.

„Jana, weißt du was das für eine Blume ist?“

Obwohl sie nicht die Namen allzu vieler Pflanzen wusste, kannte sie die meisten, die in Wietrach vorkamen, zumindest vom Sehen.

Außerdem konnte sie sagen, welche giftig waren und sie kannte auch eine ganze Reihe von essbaren Pilzen, wilden Früchten und Blättern. Diese Blume war ihr jedenfalls noch nie untergekommen.

Jana, die ohnehin nur wenige Pflanzen bei ihrem Namen kannte, schüttelte den Kopf.

„Nein, nie gesehen, sie ist aber sehr hübsch!“

Je länger sie durch diesen paradiesischen Ort wanderten, umso mehr Dinge fielen ihnen auf, die ungewöhnlich waren. Das bedeutete nicht, dass alles fremd war. Neben einer Gruppe von prächtigen, aber gewöhnlichen Linden wuchs etwa ein schlanker Baum, dessen Nadeln wie Korkenzieher-Locken gedreht waren. Ein großer Ring aus hochgewachsenen dünnen Pilzen warf Wolken aus silbernem Staub ab, als Jana und Veidinia daran vorbeigingen. Und ein Brombeerbusch hatte schneeweiße statt schwarzer Früchte, die sie nicht zu kosten wagten.

Als der Berghang endlich abflachte, sahen sie einen kleinen Waldsee im Tal darunter liegen. Das Wasser leuchtete smaragdgrün im Licht der Vormittagssonne. Es war ein unwirkliches Bild.

„Ich habe noch nie von diesem See gehört“, sagte Veidinia. „Wie kann das sein? Er liegt ziemlich nahe bei unserem Zuhause.“

„Naja, den scheußlichen Kreuzberg will eben keiner überqueren“, antwortete Jana achselzuckend. Doch dann runzelte sie die Stirn. „Aber du hast recht, es ist wirklich komisch. Aus der Luft müsste dieser See doch auffallen, bei dieser Farbe.“

Veidinia spielte mit dem Baseball-Schläger in ihrer Hand. Sie fühlte sich hin- und hergerissen – einerseits wollte sie möglichst lange in diesem einzigartigen Tal verweilen, auf der anderen Seite war ihr seine Fremdartigkeit unheimlich.

Das ist nicht mein Wald, dachte sie unruhig.

„Mit diesem Wald stimmt etwas nicht. Wir gehen besser zurück, Jana.“

Aber davon wollte ihre Freundin nichts wissen.

„Ach komm, Dini. Bis zum See müssen wir jetzt schon gehen. Ich möchte mich zumindest ein wenig umsehen, dann gehen wir heim, versprochen!“

Veidinia zögerte. Für einen Moment war sie kurz davor, auf die Umkehr zu bestehen. Doch der Weg hierher war mühsam gewesen und sie war auch gespannt, was es noch zu entdecken gab.

Ihre Neugier siegte.

„Okay, lass uns die Gegend erkunden, aber wir bleiben nicht lange.“

Die beiden gingen durch den hellen Mischwald auf den Grünen See zu. Seine Farbe wurde nicht weniger intensiv, als sie näherkamen.

Nach den letzten Bäumen trennte nur ein schmales Stück Wiese den Wald vom Seeufer. Dort ließen sich die beiden nieder. Veidinia legte den Schläger neben sich ins Gras.

„Hier ist ein schöner Platz. Machen wir eine kurze Pause“, seufzte sie. „Nachher sehen wir uns um.“

Sie streckte ihre müden Beine von sich, lehnte sich zurück und schloss die Augen. Erschöpft von der Wanderung über den Kreuzberg entspannte sie sich ein wenig. Es roch nach Moos, Algen und Erde. Das Licht der Sonne spiegelte sich auf dem Wasser, so hell, dass sie das Funkeln auch mit geschlossenen Augen sehen konnte. Die Vögel zwitscherten und die Insekten summten. Die Geräusche des Waldes vertrieben alle lästigen Gedanken aus ihrem Kopf.

Sie schlief ein.

Kapitel 7: Was im Nebel wartet

eidinia erwachte mit einem Ruck.

Sie hatte das Gefühl, jemand sei an ihr vorbeigelaufen.

Benommen rappelte sie sich auf und sah zur Seite, wo Jana immer noch in der Wiese lag und schlief. Über dem See hingen dichte Nebelschwaden, es war düster und kühl. Veidinia fragte sich fröstelnd, wie viel Zeit vergangen war, seit sie am See angekommen waren. Den Stand der Sonne konnte sie durch den Nebel nicht ausmachen. Sie legte Jana eine Hand auf die Schulter und schüttelte sie.

„Wach auf, Jana“, flüsterte sie. „Jana!“

Jana blinzelte und öffnete die Augen.

„Wo sind wir?“, murmelte sie verwirrt und setzte sich ruckartig auf.

„Immer noch hinter dem Kreuzberg. Wir sind eingeschlafen.“

Veidinia hockte sich hin und sah sich um. Es kam ihr vor, als höre sie Schritte, die gedämpft durch den Nebel klangen.

Sie hob ein Steinchen auf und warf es in den See. *Ploink*. Das Geräusch klang unnatürlich laut, da der Nebel alle anderen Töne in der Umgebung schluckte. Suchend ließ sie ihren Blick über den Boden ringsum gleiten, um einen weiteren Stein aufzuheben. Plötzlich stutzte sie und starrte auf ein Blatt, auf dem ein dunkler Fleck zu sehen war. Sie streckte einen Finger aus und berührte ihn. Als sie die Hand vor die Augen hob, musste sie schlucken.

„Jana, hast du dich im Fichtenwald arg gekratzt?“, fragte sie.

„Nein, wieso?“, antwortete ihre Freundin.

„Weil hier ein Blutfleck in der Wiese ist.“

Sie besah sich ihre eigenen Kratzer. Keiner sah so aus, als hätte er stark geblutet.

Veidinia stand auf und ging in der Wiese umher.

„Da ist noch einer!“, bemerkte sie nach einer Weile.

Es war nicht der letzte den sie fanden. Jana und Veidinia folgten der Spur aus Blutropfen, die sich entlang des Ufers durch die Wiese zog. Sie sahen nun auch, dass das Gras niedergedreht war, als wäre erst kürzlich jemand hier gegangen.

„Vielleicht ein verletztes Tier?“, überlegte Jana.

„Mir ist vorgekommen, als wäre jemand an uns vorbeigelaufen“, sagte Veidinia leise. „Darum bin ich aufgewacht“.

Vor ihnen machte das Seeufer an einem Hügel eine scharfe Biegung nach links. Sie kletterten über die kleine Anhöhe, an deren höchster Stelle eine Kiefer über den See hinauswuchs. Auf der anderen Seite kamen sie an ein breites Seeufer, das mit grobem Kies bedeckt war.

Da lag eine Frau auf den nassen Steinen.

Sie hatte einen Arm ausgestreckt. Es sah aus, als wäre sie zusammengebrochen, während sie versuchte, den Wald zu erreichen. Veidinas Herz machte einen Satz. Sie fühlte sich an den Morgen zurückversetzt, als sie den alten Mann tot im Wald gefunden hatte. Für einen Moment wollte sie einfach nur weglaufen. Doch Jana war schon zu der Frau gerannt und hockte sich neben sie auf die Steine.

„Komm und hilf mir!“, rief Jana. „Sie hat lange Schnittwunden und blutet wie verrückt.“

„Ich rufe erst Hilfe“, antwortete Veidinia. Mit zitternden Händen kramte sie ihr Smartphone aus dem Rucksack. Seit ihrer Erfahrung mit dem Schwammerlsucher nahm sie es immer mit in den Wald. Währenddessen versuchte Jana fluchtend, Stoffstücke aus ihrem eigenen T-Shirt und dem Gewand der Frau zu reißen, um die Wunden zu verbinden.

Veidinia starrte auf ihr Smartphone.

„Oh nein, ich habe kein Netz.“

Als Jana der Verletzten die Haare aus dem Gesicht strich, stieß Veidinia unwillkürlich einen überraschten Schrei aus.

„Das ist sie! Die Frau, die verschwunden ist!“

„Wer?“, fragte Jana verwirrt.

„Die Frau, die ich bei dem toten Schwammerlsucher im Wald gesehen habe und die dann plötzlich verschwunden ist“, wiederholte Veidinia. Sie hatte sich so oft gefragt, ob die grünäugige Frau wirklich existierte, und nun hatte sie den Beweis direkt vor sich.

Sie hockte sich neben die totenbleiche Frau und half ihrer Freundin, einen notdürftigen Verband anzulegen. Die Stoffetzen wurden rasch mit Blut durchtränkt, also banden sie weitere darüber.

„Bist du sicher?“ Jana wirkte ungeduldig. Der zweifelnde Ton in ihrer Stimme ließ Veidinia hochfahren. Ihre Freundin fragte zwar nicht direkt, ob sie sich das vielleicht doch nur eingebildet habe, doch die Vermutung hing unausgesprochen zwischen ihnen.

„Ziemlich sicher. Aber es gibt eine Möglichkeit, um ganz sicher zu gehen.“

Sie griff an Jana vorbei und zog der Frau ein Augenlid hoch.

„Oder hast du jemals solche Augen gesehen?“

Die Iris im Auge der Frau war moosgrün, durchzogen mit goldenen Adern. Das Leuchten der Augen, das Veidinia von ihrer letzten Begegnung in Erinnerung geblieben war, zeigte sich nun nicht. Die Farbe der Augen erschien ihr ebenso blass wie das Gesicht der Unbekannten.

Jana gab einen leisen Pfiff von sich und murmelte ein leises *Okay*.

Die Verbände hatten sich inzwischen wieder vollgesogen.

Veidinia checkte das Smartphone erneut.

Sie seufzte. „Es gibt hier wirklich kein Netz. Wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen. Ich könnte auf den Kreuzberg laufen. Ich wette da oben hab ich Empfang.“

Bei der Vorstellung, mit der verletzten Frau allein zurückzubleiben, sah Jana nicht begeistert aus. Sie musste aber wohl oder übel einsehen, dass es keinen anderen Weg gab.

„Bitte beeil dich, Dini, sie sieht nicht gut aus.“

Veidinia legte ihrer Freundin die Hand auf die Schulter und sah sie an.

„Ich komme bald zurück, versprochen“, sagte sie eindringlich.

Dann drehte sie sich um und lief los.

Weil sie fast täglich durch den Wald rannte, hatte sich Veidinia zu einer schnellen und ausdauernden Läuferin entwickelt. Den ersten, sanften Anstieg des Hanges hatte sie daher rasch überwunden. Da sie den ganzen Berg hochlaufen musste, versuchte sie dennoch, ihre Kräfte gut einzuteilen.

Veidinia joggte gerade durch den hellen Mischwald, der nun von dünnen Nebenschwaden durchzogen war, als sie hinter sich einen schrillen Schrei hörte. Stolpernd blieb sie stehen und drehte sich um.

Durch die Baumstämme konnte sie Jana gerade noch erkennen. Sie stand neben der bewusstlosen Frau auf dem steinigen Seestrand.

„Jana?“, rief Veidinia durch den Wald.

Die Kleine rührte sich nicht. Sie starrte wie gebannt auf das Gewässer hinaus. Verwirrt blickte Veidinia auf die Wasseroberfläche, die völlig glatt dalag. Da kam es ihr auf einmal so vor, als könne sie einen Umriss im Wasser erkennen. In der smaragdgrünen Tiefe bewegte sich ein Schatten, der so groß war, dass er den See auszufüllen schien.

Im Wald wurde es mit einem Mal mucksmäuschenstill. Das Summen und Zwitschern verstummte schlagartig, so dass Veidinia das leise Plätschern des Wassers hören konnte. Dann tauchte plötzlich langsam und geräuschlos *Etwas* aus dem See auf. Veidinia spürte, wie ihr heiß und kalt gleichzeitig wurde. Sie starrte ungläubig. Es dauerte einen Moment, bis sie verstand, dass es ein riesiger, echsenartiger

Kopf war, der sich da meterhoch aus dem Wasser hob. Veidinius weit aufgerissene Augen brannten. Als könnte sie das unmögliche Bild dadurch loswerden, blinzelte sie mehrmals hintereinander.

Aber das *Etwas* war immer noch da.

„Drache?“, flüsterte sie.

Da streckte der silber-schuppige Riese seinen Kopf in Janas Richtung, öffnete gleichzeitig das gewaltige Maul und brüllte. Es war das lauteste Geräusch, das Veidinia jemals gehört hatte. Ein metallisches, kreischendes Dröhnen, das kein Ende nahm, wie ein bremsender Zug, der nicht zu stehen kommen wollte, und es erfüllte sie bis auf die Knochen mit Furcht. Gleichzeitig befreite sie ebendiese Furcht aus ihrer Erstarrung.

Ich muss Jana helfen, schoss es ihr in den Kopf.

Während der Drache sein Maul schloss, war sie schon losgerannt. Sie stürmte den Waldhang hinunter, ohne nachzudenken. Zweige peitschten ihr ins Gesicht und Ranken zerkratzten ihre Beine. In ihren Ohren klang ein lautes Ringen, sonst hörte sie gar nichts mehr. Sie wusste nur noch, dass sie Jana erreichen musste, dass sie sie sonst verlieren würde.

Als sie das Ufer erreichte, schien sich die Zeit zu verlangsamen. Jana starrte mit weit aufgerissenen Augen auf das Ungetüm, das vor ihr aus dem Wasser ragte. Sie regte sich noch immer nicht.

Die verletzte Frau war durch das Gebrüll aus ihrer Bewusstlosigkeit erwacht und sah Veidinia aus ihren leuchtend-grünen Augen entgegen. Sie war schrecklich blass. Neben ihr lag immer noch der Baseball-Schläger auf den Steinen. Als Veidinius ihn sah, wusste sie plötzlich, was zu tun war.

Ihre Finger schlossen sich um den hölzernen Griff. Eine grimmige Entschlossenheit wallte in ihr auf. Dieses Ungetüm war kurz davor, sich auf Jana zu stürzen.

Niemals!

Sie nahm Anlauf, stieß sich vom Kies des Strandes ab und sprang auf das schuppige Wesen zu. Ohne zu zögern, schleuderte sie den Schläger mit aller Kraft in die Richtung des riesigen Schädels.

Bumm.

Sie traf den Drachen genau zwischen die Augen.

Der Ton des Aufpralls hallte unerwartet dumpf und laut durch den Nebel.

Ruckartig wurde der gewaltige Kopf durch den Schlag nach hinten geschleudert.

Wie ist das möglich?, durchfuhr es Veidinia. *Der Schläger ist winzig im Vergleich zu diesem Monster.*

Der Schläger prallte ab und wurde der bis zur Brust im Wasser stehenden Veidinia genau in die Hand geschleudert.

Das riesige Wesen röchelte und wankte. Seine gleißend gelben Augen versuchten Veidinia zu fixieren, doch der Blick des Drachen war getrübt. Ein wütendes Knattern ertönte aus seiner Kehle. Dann knickte eines seiner Vorderbeine unter ihm ein. Das Ungetüm versuchte sich abzufangen, doch seine sonst so starken Pranken versagten ihm den Dienst. Der mächtige Körper kippte zur Seite und versank tosend und blubbernd in den Tiefen des Sees.

Veidinia starrte ungläubig auf das sprudelnde Wasser.

Nach einer Weile war die Oberfläche ganz still.

„Dini!“

Wie im Traum drehte sie sich um und watete langsam aus dem See auf Jana zu.

Veidinia war erst ein paar Schritte weit gekommen, als der See hinter ihr zu brodeln begann und der Drache aus den Fluten hervorbrach. Sie konnte seine Wut förmlich fühlen, während ihr ein Schauer kühlen Wassers in den Nacken spritzte. Panisch rannte sie auf das

Ufer zu.

Jana und die Frau mit den moosgrünen Augen streckten ihr die Hände entgegen. Als sie die beiden erreichte, griff die Fremde nach dem Baseball-Schläger, den Veidinia immer noch umklammert hielt. Veidinia hörte ein ohrenbetäubendes Tosen, als der Drache schnaubend auf sie zustürzte.

Jana schrie auf.

Veidinia sah aus dem Augenwinkel, dass die Frau etwas flüsterte. Dann war nichts mehr.